

7. Sekundärliteratur

Daniel Ernst Jablonski. Eine preußische Hofpredigergestalt in Berlin vor zweihundert Jahren.

Dalton, Hermann

Berlin, 1903

13. Einleben in Berlin.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

freilich ein andres als der in den benachbarten lutherischen Kirchen noch nicht völlig beseitigte Beichtstuhl. Nach erteiltem Segen sang die Gemeinde noch: „Nun lobe meine Seel' den Herrn.“ — Andren Tages nach der Frühpredigt sang die Abendmahlskirche, während die, welche der Feier nicht beiwohnen wollten, den Dom verließen, das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr.“ Darauf verlas der Geistliche von der Kanzel die ebenfalls im Gesangbuch abgedruckte ausführliche Auseinandersetzung, wie das Abendmahl würdig zu genießen sei und was es dem Gläubigen biete. Dem angereicht ein gemeinsames Gebet, das Gebet des Herrn, das apostolische Glaubensbekenntnis. Der Geistliche begibt sich nun nach dem auf dem erhöhten Chor zubereiteten Abendmahlstisch und die Gemeinde empfängt das heilige Mahl. Die dabei im Dom herrschende feierliche, ruhevolle Ordnung wurde vorbildlich. So schreibt ein Erlaß vom 15. Februar 1699 zur Abwehr der damals in den lutherischen Kirchen Berlins herrschenden Unsitte, daß allemal bei der Austeilung des Abendmahls Streit und Ärgernis wegen des Vortritts zum Altar stattfand, vor, „daß die Kommunikanten nach dem Beispiel bei dero allhiefigen Schloß- und Domkirche die in den nächsten Stühlen ohne Unterschied des Standes und der Personen zuerst zu dem Tische des Herrn und die übrigen ihnen darauf in gleicher Ordnung nach den Stühlen folgen, die Contravenienten aber und welche sich vor andren hervordrängen, mit willkürlicher Strafe belegt werden sollen.“ — Eine ganze Reihe von Psalmen und geistlichen Liedern wurden in feststehender Reihenfolge während der Austeilung gesungen. Nach Beendigung dann noch gemeinsames Gebet, Segen und der Gesang von: Gott sei gelobet und gebenedeiet.

Es sei genug aus dem Leben der Domgemeinde zur Zeit, als Jablonski seine pastorale Arbeit an ihr begann.

13. Einleben in Berlin.

Für das erste Jahrzehnt des Aufenthaltes in Berlin besitzen wir an dem noch vorhandenen Tagebuch Jablonskis eine wertvolle Fundgrube zur Kunde der äußeren Erlebnisse in der neuen Stellung. In erwünschten Mitteilungen über die eigne Person oder die Familie, in Beurteilung der Leute und Vorkommnisse ist dasselbe freilich auffallend karg und spröde; der einfachste Chronist könnte nicht zurückhaltender sein. Je länger je mehr bei rasch wachsenden Berufsarbeiten enthalten die zahlreichen Blätter fast nur kürzeste tägliche Eintragungen von dem, was der Tag gebracht, wieviel Besuche gemacht oder empfangen wurden, von wem und an wen die von Monat zu Monat sich häufenden, schier zahl-

losen Briefe geschrieben sind, ab und zu eine Anekdote, auch ein vereinzelter Klatsch aus den Unterhaltungen eines reichen und, wie es scheint, plauderfertigen, geselligen Lebens damaliger Zeit. Von dem, was eine später herauskommende, gefühlam-weichherzige Zeit von ihren Empfindungen in die Tagebücher ergossen, keine Spur. Seelenvorgänge vertraut Jablonski kaum dem Briefe eines nahen, warmen Freundes an. Hunderte von Briefen habe ich aufgespürt und gelesen; die Ausbeute an persönlichen oder häuslichen Erlebnissen ist ungemein dürftig.

Am 29. März 1693 hatte Jablonski seine Abzugspredigt in Königsberg gehalten; der erste Tagebucheintrag in Berlin ist vom 21. April. Bedenkt man den weiten Weg, dazu die Ungunst der Jahreszeit um die Frühjahrswende, so muß der Ausbruch aus der preußischen Hauptstadt bald nach dem Abschied von der Gemeinde stattgefunden haben. Wahrscheinlich, daß die Pastorin noch zurückblieb, die Haushaltung aufzulösen und Nachricht abzuwarten, daß ein Unterkommen gefunden. Ein Pastorat besaß die Domgemeinde nicht, damals nicht mehr. Erst seit kaum einem halben Jahrhundert hat sie ein solches erworben und selbst heute noch nicht ein für alle ihre Geistliche ausreichendes. Denn die mit einer Wohnung ausgestattete Stellung eines Ephorus am Domkandidatenstift ist nicht unumgänglich mit der des Oberhofpredigers verbunden. Der während ein paar Jahrhunderten bestandene auffällige Mangel ist erklärlich. Jahrzehnte hindurch wurden die Gottesdienste des Domes von den Geistlichen der Petrikirche versehen; als dann die Kirche der reformierten Gemeinde übergeben ward, fand sich kein eignes Pastorat für die Domgeistlichkeit vor. Vor dreißig Jahren (1661) hatte zwar zur Beseitigung des Übelstandes der Kurfürst in der Grünstraße das Haus des verstorbenen Christian Lindholz für eine Hofpredigerwohnung kaufen lassen; es findet sich auch noch im Staatsarchiv ein Schreiben des Grafen Schwerin an den Oberjägermeister Hartmann, auf Befehl des Kurfürsten das nötige Bauholz zu liefern, damit der Hofzimmermann das Haus für eine Pfarrwohnung herrichten könne; ich wüßte aber keinen Domgeistlichen zu nennen, der dies Pastorat bezogen hätte. Sie besaßen alle eigne Häuser. Es wird dem neu erworbenen Besitz vielleicht ähnlich ergangen sein, wie ein paar andren Häusern der alten Domdekanei. In der Brüderstraße gehörten ihr die Häuser Nummer 13, 36, 39, 45 (nach Fidicin); dieselben waren aber schon unter der vorigen Regierung veräußert worden, wohl aus dem gleichen Grunde, der mir bei einem der vier Häuser (vielleicht Nummer 13, denn es lag zwischen dem Haus des Leibarztes Böttcher und dem Eigenbesitz des Hofpredigers Sagittarius) bekannt geworden ist.*) Während der Verwüstungen

*) Geh. St.-A. Rep. II, Dom 10.

des dreißigjährigen Krieges waren die Domeinkünfte aus den Diegen-
schaften auf dem Lande so spärlich eingegangen, zum Teil völlig ver-
siegelt, daß gegen Ende der Regierung des Kurfürsten Georg Wil-
helm die Rückstände der Gehaltszahlung für Domgeistliche und Lehrer
an 4000 Taler betrugen. Noch 1660 hatte die Witwe des Dompredigers
Joachim Menzel eine alte, hochaufgelaufene Gehaltsforderung von
1038 Talern. Der Kurfürst befahl den Domborstehern, das in der
Brüderstraße noch besitzliche Haus für 838 Taler zu verkaufen und aus
der Domkasse 200 Taler bar zur Tilgung dieser Schuld zuzulegen.

Für einige Zeit im Gasthof abzustiegen, wäre damals einem Dom-
prediger ungewohnt und auch unschicklich gewesen. Die Fran-
zosen hatten vor ein paar Jahren den ersten anständigen Gasthof in
Berlin, „die Stadt Paris,“ in der Brüderstraße errichtet. So galt es,
auf die Suche nach einer Wohnung zu gehen. Eine geeignete fand Ja-
blonski im Wiedekingschen Hause, dem zweitältesten Gebäude auf
dem Werder, der seit der neuen Festungsanlage von Jahr zu Jahr wohn-
licher wurde. Der Direktor des Joachimsthalex gymnasiums, Vechnner,
erzählte Jablonski, daß er sich der Zeit erinnere, wo an Stelle des
Wiedekingschen Hauses (wahrscheinlich unweit von Raules Hof) ein
Teich gewesen, in dem man noch vor vierzig Jahren (1654) Hechte ge-
stoßen. Der Hosprediger konnte leicht von seiner Wohnung nach dem
Dom gelangen. Noch hatte Schlüter die Jungfernbrücke nicht gebaut;
aber ein schmaler Holzsteg unweit der von dem Holländer Wibrand
Gerritsen errichteten Schleuse führte nach der Spreegasse und von da
zur Kirche. Mietwohnungen waren in jenen Tagen, zumal für einen
Geistlichen, ein Nothelfer; man suchte sobald wie möglich in den Eigen-
besitz eines Hauses zu gelangen. Fast alle Domgeistliche waren Haus-
besitzer. Das älteste Berliner Adreßbuch von 1704 weist von den sechs
Dompredigern nur die beiden jüngsten, zwei Jahre zuvor erst ins Amt
getretene Domprediger noch in gemieteten Räumen nach. Bischof Ursin
besaß ein stattliches Haus am neuen Markt gegenüber der Marienkirche,
neben dem großen Prediger-Witwenhaus von Nikolai und Marien;
Oberhofprediger Schmettau hatte sich in Friedrich-Werder angekauft;
Selig in der Klosterstraße. Da auch nach ein paar Jahren Jablonski.
Lange hatte er nach einem passenden Besitz gesucht; endlich im Mai 1698
das Haus des Geheimen Kammerrats Weise in der Klosterstraße
(Nummer 41) erworben. Die Straße war eine der ansehnlichsten in
Berlin, wohl ebenso breit wie drüben in Köln die Breitestraße; fast je-
des einzelne Haus ein fesselndes, in dauernden Stein geschriebenes Blatt
aus dem Geschichtsbuch von Alt-Berlin und seiner geistlichen und welt-
lichen Patrizier. Gegenüber dem Hause die schöne Kirche der grauen
Mönche des Franziskanerordens mit dem anstoßenden Kloster, in welchem

schon seit über hundert Jahren das berlinische Gymnasium untergebracht war. Unweit davon die seit drei Jahren (1695) im Bau begriffene Parochialkirche. Auf der gleichen Straßenseite das langgestreckte „hohe Haus“, in vergangnen Tagen der markgräfliche Herrscheritz. Das Gärtchen an Jablonskis Haus, das der neue Besitzer sorgsam pflegte, ging hinten nach dem großen Jüdenhof hin, einst am äußersten Ende des ältesten Teiles von Berlin und darum den bereits ansässigen Juden zum abgeschlossnen Wohnitz angewiesen, bis sie 1573 nach der Hinrichtung des Juden Bippold aus der Mark Brandenburg verwiesen worden waren. In dem jetzt so traulich-stillen Hof steht noch das Haus, in welchem ein Freund Jablonskis, der Generalfiskal Duhram, der älteste Vorsteher der Parochialkirche, wohnte. Seine Großtochter ist die Mutter der beiden Humbolds. Das erworbene Haus reichte bald nicht mehr für die wachsende Familie aus; schon nach ein paar Jahren mußte Jablonski einen Anbau machen. Fast Jahr um Jahr sah der Domprediger die Zahl seiner Kinder sich mehren. Nachdem ihm genau neun Monate nach seiner Abzugspredigt in Königsberg, am 28. Dezember 1693, der zweite Sohn (der erste war, wie erwähnt, bald nach der Geburt in Lissa gestorben) geboren war, schenkte ihm seine Frau bis zu ihrem Heimgang im Juni 1723 noch weitere fünfzehn Kinder. Neun davon sind früh gestorben; nur sechs haben den Vater überlebt. Neben den Kindern waren noch zwei Schwestern der Frau bis zu ihrer Verheiratung Hausgenossen und bis an seinen Tod (1731) der unverheiratete Bruder Johann Theodor. Wir haben später darauf zurückzukommen.

Rasch lebte sich Jablonski in Berlin und die ihm gewiesene Stellung ein, wenn ihm auch anfänglich einige bald vorüberziehende Trübungen nicht erspart blieben. Die Kollegen am Dom waren verdrossen, bei dieser Wahl nicht wie herkömmlich über ihre Meinung gefragt worden zu sein. Der daran völlig Unschuldige bekam zunächst bei dem einen und andren nun doch die üble Laune über den kurfürstlichen Eingriff in ihre Wahlrechte leise zu spüren. Es fehlte auch nicht an Scheelfehen über den starken Beifall, den der junge Prediger in weiten Kreisen fand. Alle Welt laufe jetzt dem nach, der noch vor Jahresfrist ein unbekannter Fremdling, ein „armer Kerl“, in den Straßen Berlins gewesen wäre: solch hämisches Gerede drang bis in die Zimmer Jablonskis. Selbst von Lissa herüber fielen häßliche Schatten auf seinen Weg. Der alte Gegner Gülich mit seiner Gefolgschaft, der ihm und seinem einstigen Pflegevater Hartmann vor ein paar Jahren den Aufenthalt am Sitz der Unität unerträglich gemacht, ruhte auch jetzt nicht. Reid und Mißgunst gaben ihm die böswillige Äußerung ein, die bis nach Berlin getragen wurde: „Diese Erhöhung zur Hospredigerstelle in der unmittelbaren Nähe des Kurfürsten sei nun doch zu hoch. Das könne keinen Bestand

haben. Gott möge den gottlosen, hochmütigen Mann stürzen.“ Friedfertigen Herzens und in der Kraft eines guten Gewissens ging Jablonski schweigend über all' diese kleinlichen Kränkungen hinweg. Die edle, fromme Gesinnung, der lautere Wandel des Verdächtigten machten bald das nichtige Gerede verstummen; allgemein wurde je länger je mehr das Urtheil gefällt, welch eine bedeutende Persönlichkeit und geistliche Kraft für die evangelische Kirche nicht nur der Hauptstadt der Kurfürst und sein Ratgeber Fuchs durch die Berufung des jungen Hospredigers gewonnen. In der That in jenen großen Tagen staatlichen und kirchlichen Lebens an hoher, einflußreicher Stelle der rechte, wie von Gott auserwählte Mann!

Als Amtsbrüder am Dom fand Jablonski vor den Schlesier Heinrich Schmettan, Ältester im Amt seit 1666 und noch elf Jahre mit ihm zusammen an der Kirche; er galt bis dahin als der gelehrteste unter den Geistlichen. Neben ihm seit 1671 Benjamin v. Bär (Aršin), als Sohn eines Oberstleutnants in Kurland geboren, aber nach dem frühen Tod des Vaters in Pissa erzogen. Man rühmte seine Beredsamkeit; die wenigen veröffentlichten Predigten bieten uns Spätgeborenen keine überzeugenden Belege; auch warf man ihm schon zu Lebzeiten vor, daß er nur gar zu bald früher gehaltene Predigten wiederhole. Sein Gedächtnis ist im letzten Jahre wieder aufgefrischt worden, daß er vor 200 Jahren die erste Königskrönung vollzog und kurz zuvor dafür zum Bischof ernannt wurde. Mit dem dritten Domprediger, Anton Brunjenius aus Bremen, der wie Schmettan vorher bei dem reformierten Herzog Christian in Liegnitz Hosprediger gewesen, 1680 aber vom Großen Kurfürsten nach Berlin berufen war, verkehrte Jablonski nur noch kurze Zeit; im Oktober 1693 starb er plötzlich an einem Schlagfluß. An seine Stelle kam der nur um zwei Jahre ältere Friedrich Sturm, ein Studiengenosse auf der Hochschule in Frankfurt, der die letzten zehn Jahre die reformierte Predigerstelle an der Friedrich Werder- und Dorotheenstädtischen Kirche inne gehabt. Viertes Domprediger war Christian Cochius, dessen Sohn Jablonskis Nachfolger in Königsberg geworden. Noch einen fünften Geistlichen fand Jablonski am Dome als „adjungierten Prediger“ vor: Christian Eisenberg¹⁹⁾ aus Dessau. Besonders innig gestaltete sich das Verhältnis zu seinen beiden Kollegen Sturm und Selig, seit 1699 Nachfolger von Cochius. Der vertrauten Berührungspunkte mit beiden waren mancherlei; zu der gleichen theologischen Gesinnung, zumal auf dem Lebensgebiete Jablonskis, seinen Unionsbestrebungen, kam, daß sie beide in Oxford gewesen. Auch nach ihrem Tode (1702 und 1709) blieb das trauliche Verhältnis der Familien ungetrübt fortbestehen. Jablonski muß eine in hohem Grade vertrauenerweckende, treu und pietätvoll fürsorgende Gabe besessen haben; noch nach Jahren

wenden sich die Witwen dieser und anderer Hausfreunde vorzugsweise gern um Rat und Tat an ihn.

Schon daß in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit in Berlin den Franzosen die Mitbenutzung des Domes für ihre Gottesdienste zugestanden war, brachte Jablonski in nahe Berührung mit den zahlreichen Geistlichen der französischen Kolonie. Dazu kam, daß sie reformierte Glaubensgenossen waren und mit ihren Gemeindegliedern die gleichen Malzeichen des Martyriums an sich trugen wie die Brüder der Unität. Bei den Franzosen waren diese Malzeichen frisch blutende. Solche üben je und je die geheimnisvolle Wirkung aus, daß auch bereits vernarbte Wunden heldenhaft getragener Glaubensverfolgung bei ihrem Nahkommen von neuem zu brennen beginnen und dann auch die Leidensgenossen noch im dritten und vierten Geschlecht kameradschaftlich mit einander verbinden. Von den Berliner Geistlichen trat ihnen verständnisinnig Jablonski wohl am nächsten. Ihrer Sprache war er mächtig. Auch er mit seinen Unitätsbrüdern besaß in dem Großen Kurfürsten und seinem hierin ebenbürtigen Sohne die hohen Schirmherrschaften ihres von der römischen Kirche so arg angetasteten, so blutig verfolgten Glaubens. Und seine ganze Lebensaufgabe fand Jablonski darin, in gleich hochherziger, duldsamer Gesinnung ein geistesgewaltiges Werkzeug, ein unermüdlicher Mitarbeiter der Hohenzollern im Schutz und Trutz der bedrängten Glaubensgenossen gegenüber den Vergewaltigungen der römischen Kirche in allen Landen der Reformation zu sein. In diesem ernstesten Streben, dazu in der Waffenerüstung seiner Gelehrsamkeit und Bildung auf mancherlei Gebieten konnte er leichter, weil der Stachel ihn nicht berührte, eine verletzende Anmaßlichkeit übersehen, die einzelne Franzosen, durch das ungemeine Entgegenkommen der Kurfürsten und die ihnen eingeräumte, weitgehende Sonderstellung — schier ein Staat im Staate — verwöhnt, oft peinlich zur Schau trugen. Um nur einen solchen Fall zu erwähnen. Bei der Beerdigung des Großen Kurfürsten brach zwischen den Flüchtlingen und den Landesgeistlichen ein Streit in betreff Vortrittes beim Leichenzug aus. Der Direktor der Berliner Kolonie, Ancillon, ein Sohn des ehrwürdigen, von dem Großen Kurfürsten zum Geistlichen der reformierten Kirche in Berlin ernannten Flüchtlings aus Metz, „ein modester, kluger Mann,“ wie ihn Jablonski einmal bezeichnet, hielt seinen Landsleuten vor: „Ihr Herrn, wir sind hier Fremdlinge, müssen Gott danken, daß sie uns unter sich leiden. Was wollen wir uns um den Rang streiten. Lasset uns gehen.“ „Da trat ein junger Kerl auf, etwas über zwanzig Jahre: Was, sagte er, sollen wir den Kerlen (den deutsch-reformierten Predigern) weichen? Der Geringste unter uns ist besser als sie alle miteinander.“*)

*) Tagebuch, 9. Mai 1693.

Wie an Gemeindegliedern so überragte auch an Zahl der Geistlichen die französische Kolonie die Reformierten des Domes. Eine mir vorliegende amtliche Liste für das Jahr 1700 gibt die Ziffer der in Berlin angesiedelten Franzosen mit 5327 an, die ihrer Geistlichen mit dreizehn.^{*)} Die Mehrzahl wohnte in Köln und Dorotheenstadt. Hier war den Hugenotten schon 1688 die Mitbenutzung, 1697 sogar ein Eigentumsrecht auf die Hälfte der 1687 erbauten Dorotheenstädtischen Kirche eingeräumt. In diese von der Kurfürstin Dorothea gegründete Neustadt führte unsren Jablonski oft sein Weg, wenn er zumal an schönen Sommertagen die französischen Amtsbrüder Ancillon, Fétizon, Lenfant besuchte; damals sowohl von der Mietswohnung als auch später aus dem eignen Haus eine kleine Reise, bei der er einmal als etwas Besondres hervorhebt, daß er sie des Abends zu Fuße gemacht. Lenfants Gartenhaus lag in der Mittelstraße. Von da mußte ein später Wanderer im Dunkeln eilen, noch über die Wallbrücke vor dem Neuen Tor bei dem heutigen Denkmal Friedrich des Großen zu gelangen, ehe sie für die Nacht aufgezogen wurde; dann an dem im Bau begriffenen Zeughaus vorbei über die Hundebücke, vorüber am hochragenden Wasserturm beim Schloß, am Dom, durch die Domgasse nach dem Fußsteig bei der Schleuse zur Kurstraße hin. Mit Lenfant war Jablonski besonders befreundet; wir haben schon erwähnt (S. 127), wie er sich mit ihm ein Stellbuchein halbwegs im Lustgarten gegeben, um dem französischen Amtsbruder bei den Anmerkungen zu seiner Übersetzung des Neuen Testaments behilflich zu sein. Friedrich I. hat den gelehrten Franzosen zu der Arbeit ermuntert; eine Zeit lang schien es, als ob das bedeutende Buch undvollendet bleiben und nicht veröffentlicht werden würde. Endlich erschien es 1718 als gemeinsames Werk von Lenfant und seinem Berliner Amtsbruder, dem ihm an Geist und Gelehrsamkeit ebenbürtigen Isaac Beausobre.^{**)} In einer längeren Zueignung haben die beiden Verfasser das Buch dem erst sechsjährigen Kronprinzen gewidmet, der zum Manne und Friedrich dem Großen herangereift über Beausobre das Urteil fällte: „Er war ein redlicher Mann, ein Ehrenmann, ein echtes Genie, ein scharfer und zarter Geist, großer Redner, in der Literatur ebenso bewandert wie in der Kirchengeschichte, die beste Feder in Berlin. 80 Jahre haben sein feuriges und lebhaftes Gemüt nicht zu erstarren vermocht.“ Auffälligerweise finde ich in dem Werke keine Erwähnung der Mitarbeit Jablonskis, für welche mir aus den Jahren 1700—1703 Belege zur

^{*)} Muret a. a. O. S. 319.

^{**)} Der Titel lautet: „Le nouveau testament de notre Seigneur Jésus Christ, traduit en français sur l'original grec avec des notes littéraires pour éclaircir le text par de Beausobre et Lenfant. 2 vol. Amsterdam 1718.“

Hand sind. Vielleicht weil er nur bei den Anfängen behilflich gewesen, nicht mehr, nachdem die lange liegen gelassene Arbeit frisch in die Feder genommen wurde, vielleicht weil der bescheidene Deutsche jeden Hinweis unterlagte. Jedenfalls dürfte es nicht schwer sein, in der auch für die Gegenwart noch fesselnden, 308 Seiten starken Einleitung in das Neue Testament, sowie auch in den Anmerkungen zu den einzelnen Büchern Spuren der Mitarbeit des Herausgebers der hebräischen Ausgabe des Alten Testaments und auch durch seine eingehenden Talmudstudien des gelehrten deutschen Kenners der Zeitgeschichte Jesu nachzuweisen. Jene Ausgabe des Alten Testaments — wir haben bald das Nähere darüber zu berichten — und diese des Neuen sind unbestritten die beiden reifsten und wertvollsten Früchte theologischer Gelehrsamkeit evangelischer Geistlichen in Berlin um die Wende des Jahrhunderts. Das Werk der beiden Franzosen überragt das des Deutschen auch insofern, als es, in der damals formvollendeten Muttersprache ihres Volkes geschrieben, den kostbaren Ertrag echt evangelischer, von dogmatischen Fesseln freier Schriftforschung und auch tiefgründenden Schriftverständnisses ihren evangelischen Gemeinden zugänglich machte, Märtyrergemeinden, die in diesem teuren Worten Gottes lebten und webten und um desselben willen glaubensfreudig Haus und Hof und Heimat drangegeben, die in aller Welt zerstreut in dem Worte Gottes und dem aus ihm quellenden Leben ein Band ihrer Volksgenossenschaft und auch der Genossenschaft mit dem Volke Gottes fanden. In Deutschland und den Niederlanden, in England und Rußland und Amerika wurde das Werk nicht nur von den Hugenotten eifrig gelesen. Auch Ranke hat auf seine hohe Bedeutung hingewiesen.*)

Obgleich die französische Kolonie damals nur etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung Berlins ausmachte, überragt die Zahl ihrer Geistlichen die der Lutheraner. Zähle ich recht, so fand Jablonski bei seiner Übersiedelung elf oder zwölf lutherische Amtsbrüder vor. Noch aus der römischen Zeit besaß sowohl Berlin wie Köln ihre Propsteikirche (Nikolai und Petri), dazu kam in dem bevölkerteren Berlin die Marienkirche, deren Pastor (neben zwei eignen Diakonen) der Propst von Berlin war; außerdem noch die seit der Reformation wie die Dominikanerkirche drüben in Köln herrenlos gewordene Klosterkirche der Franziskaner, in welcher die beiden Diakonen von Nikolai den Gottesdienst versahen, ebenso wie die Diakonen von Petri im Dom, bis die reformiert gewordenen Kurfürsten sie ihren Glaubensgenossen einräumten. Von den vor kurzem in die Umwallung der erweiterten Festung aufgenommenen neuen Stadtanlagen Friedrichswerder und Dorotheenstadt besaß letztere bereits seit 1687 eine

*) In seinen 9 Büchern Preuß. Geschichte (Ausg. 1848), I, 112

von der Gemahlin des Großen Kurfürsten erbaute Kirche, zunächst für deutschen und französischen Gottesdienst, später eine gemeinsame Kirche der Reformierten und Lutheraner; Friedrichswerder dagegen, die ältere der beiden Schwesternstädte, war zwanzig Jahre hindurch (1680–1701) für ihre Gottesdienste auf einen Saal im Rathaus angewiesen. Was hatte doch dieses Rathaus des Werders nicht alles unter seinem Dache zu beherbergen! Hier tagte der städtische Magistrat, hier waren die Kirche, die gleichzeitig angelegte Schule, die Gerichtsstube, der Stadtkeller, die Brotscharren, das Gefängnis und auch eine Folterkammer untergebracht. Gleich anfänglich wurden zwei Pastoren eingeführt, im Oktober 1680 ein reformierter, vier Wochen später ein lutherischer, mit der Bestimmung jedoch, die bei den späteren Kirchenbauten maßgebend blieb, daß der reformierte Prediger allemal der erste sein und den Vorsitz im Kirchenrat führen solle. Die zwei Stellen wurden schon nach ein paar Jahren verdoppelt, da die beiden Geistlichen auch die Gottesdienste drüben in Dorotheenstadt zu versehen hatten. St. Georgs-Spital draußen vor der Festung, Gertrauden- und Heiligengeistspital, jetzt innerhalb der Festung, hatten je einen eignen Spitalgeistlichen.

Als Jablonski Hospprediger in Berlin wurde, hatte die schmerzliche Spannung zwischen den beiden Schwesterkirchen der Reformation bedeutend nachgelassen. Viel hat dazu beigetragen der streng durchgeführte Erlaß des Großen Kurfürsten von 1664, der die persönliche Schmähung mit Namensnennung auf der Kanzel, den sog. *elenchus personalis*, untersagte und zu dessen Einhaltung jeder Pastor bei Antritt des Amtes sich mit seiner Unterschrift zu verpflichten hatte. Günstiger noch hat auf Mäßigung der Streittheologen das Eindringen des Pietismus auch in Berlin gewirkt. Unter seinem Einfluß wandte man sich auch in den Predigten von der einseitigen Betonung rechtgläubiger Lehre und der scharfen Bekämpfung jeder geringfügigen Abweichung als seelengefährdende Irrlehre weg und fing an — es war die höchste Zeit, sollte nicht alles geistliche Leben erstarren und untergehen — auf Heiligung des christlichen Wandels auch in ernst aufgenommener Seelsorge zu dringen. In Berlin begrüßten nicht wenige Gemeindeglieder solche Wendung mit herzlicher Zustimmung.

Zumal von Nikolai drang dieser neue, erweckliche Geist wie eine heilsame Nachreformation in die Gemeinden. Propst war da seit 1690 Spener, der fromme, freisinnige Elsäßer, der in seinen Wanderjahren in Genf mit dem geistvollen und geistesmächtigen Prediger Labadie und mit den Waldensern in nahe, innere Berührung getreten und seit einem Vierteljahrhundert (seit 1666) in hohen kirchlichen Stellungen zu Frankfurt am Main und Dresden eine die ganze evangelische Kirche ergreifende, Freund und Gegner zur entscheidungsvollen Stellung nötigenden Einfluß ausgeübt. Nun auch in Berlin, wo er, nach wie vor von dem

Angstgefühl befeelt und dadurch zu rastloser Thätigkeit angespornt, daß die evangelische Kirche Gefahr laufe, das christliche Leben über dem Buchstabenglauben einzubüßen, mit seiner schlichten, innigen Schriftauslegung mächtig die Gewissen weckte und auf ihre Heiligung drang. Schon ein Jahr nach seiner Ankunft wählte die Gemeinde einstimmig den Schüler und Geistesgenossen Franke, den frommen Kaspar Schade zum Diakonus der Kirche, die heute noch gern ihres einstigen Predigers glaubensinnige, gottfelige Lieder singt.*) Von dem unermüdblichen Seelsorger, dessen Feuereifer sein Leben schon mit 32 Jahren aufgezehrt, drang eine gewaltige Aufregung in die lutherischen Gemeindeglieder der Hauptstadt. Noch bestand in ihnen der Beichtstuhl und die dem einzelnen Beichtenden besonders zugesagte Losprechung von Sünden. Das aus der römischen Kirche übernommene und beibehaltene Herkommen war aber in einem Grade veräußerlicht und zu einer leeren und damit die Gewissen einschläfernden Formel herabgesunken, daß Schade, in seinem Gemüte gedrängt, eine Predigt veröffentlichte: Der Beichtstuhl ist ein Satansstuhl und Höllenpfuhl. Viele aus der Gemeinde stimmten bei; auch der Propst in der Hauptsache, wenn auch nicht in der geäußerten heftigen Form. Jedenfalls hatte das kühne Wort die Wirkung, daß von da an nur eine allgemeine Freisprechung vor dem Abendmahl des Gemeindegottesdienstes, wie sie im Dom bestand, herrschend wurde. Auch mit einem andren Verlangen drang unter dem Einfluß dieser pietistischen Strömung die lutherische Gemeinde in Berlin durch, daß zunächst im Einzelfall auf Verlangen der Eltern, dann aber allgemein die Teufelslosprechung (Exorcismus) bei der Taufe der Kinder in Wegfall kam.

Mit keinem der lutherischen Amtsbrüder verkehrte Jablonski so viel und auch so innig wie mit Spener. Bei der Geistesrichtung der beiden hervorragenden Männer wohl erklärlich. Jablonski war bei seiner theologischen Ausbildung von dem aufkommenden Pietismus nicht beeinflusst worden; wodurch derselbe zu einem Salz in der evangelischen Kirche wurde, das hatte er zum großen Teil als eine holde Mitgift der Unität und als Familienerbe von Haus aus mitbekommen: dies ernste, unermüdbliche Drängen auf Heiligung des Wandels, die fortwährende Erfrischung des Glaubenslebens aus dem Worte Gottes, das nicht so sehr herhalten mußte, eine unerschütterlich feststehende Lehre und unterscheidende Säkung der Kirche zu stützen und zu rechtfertigen, als vielmehr der unverstümmte, heilige Quell und Jungbrunnen war, dem Glauben Kraft und Weihe des heiligen Geistes zu bieten. Auch die Unionsbestrebung führte beide Gottesmänner einander nahe. Jeder stand treu zu seiner Kirche; keiner war gewillt, einer bekenntnislosen Vereinigung auch nur im geringsten

*) Auch das neue Brandenburger Gesangbuch hat deren noch sechs aufgenommen.

Vorschub zu leisten. Sie waren zu fromm, zu einsichtsvoll, um nicht zu wissen, daß eine bekenntnislose evangelische Kirche ein Widerspruch, ein Unding sei. Aber der Lutheraner war zaghafter als sein reformierter Amtsbruder. Er scheute vor aller menschlichen Macherei auf diesem ihm heilig-ernsten Gebiete zurück und fürchtete eine solche schon, wo sein begeisterter Amtsbruder nur die Ausrichtung eines göttlichen Willens erkennen zu können meinte. Eine Äußerung Speners in dieser Beziehung ist wert aufbewahrt zu werden. Im Februar 1697 hat der Generalsuperintendent von Pommern, Heiler, bei einem Besuche seine große Begierde zur Vereinigung der beiden Kirchen Jablonski gegenüber geäußert. Würde Brandenburg anfangen, so meinte er, dann würde das Haus Lüneburg miteinstimmen. Wohl niemals seien so viele fromme und gelehrte Leute für eine Vereinigung gewesen wie jetzt. Sein Rat ging auf Berufung seitens der Obrigkeit einer Synode aus „moderaten“ Theologen und eben solchen Staatsmännern und auch Gemeindegliedern zur Untersuchung und Verkürzung der symbolischen Bücher. Jedenfalls aber müsse die Synode noch zu Lebzeiten Speners tagen. Am Nachmittag suchte Jablonski den Propst auf und teilte ihm das Gespräch mit. Dies seine Entgegnung: „Die Heilkunde greift ein tief eingerissenes, veraltetes Leiden nicht unmittelbar an, weil solches einen schnellen Tod verursachen würde; sie ist vielmehr vor allem beflissen, sorgfältig alle Ursachen und Äußerungen der Krankheit zu erforschen und zunächst nichts weiter anzuordnen, als die allzustarken Anfälle zu hemmen, im übrigen aber erstlich die am tiefsten liegenden Ursachen, dann die näheren, endlich die nächsten (*causae remotissimae, remotae, proximae*) zu heben, wodurch dann die Krankheit von selbst ausbleibe oder durch ein besondres Mittel ausgetrieben werde. Eine solche verschleppte Krankheit sei auch das Schisma. Man müsse zunächst den Anfall (*Paroxysmus*) hemmen, das ist das Schmähn, Zanken u. s. w., dann die tiefliegenden Ursachen erforschen und heben, das sind die fleischlichen Triebe, Gottlosigkeit, weltlicher Sinn u. s. w. Wenn man dann von beiden Seiten wird fromme Zuhörer gemacht haben, die Gott aufrichtig lieben, dann wird es Zeit sein, an die Vereinigung der Kirchen zu denken.*) Im andern Falle aber, wenn es zur Unzeit geschehe, könnte man leicht anstatt zwei Parteien zu vereinigen, noch eine dritte oder vierte dazu machen. Die Vereinigung sei nicht Menschenwerk, sondern müsse unmittelbar von Gott kommen, gleichwie auch das Schisma ein Gericht Gottes sei, weil man beim Anfang der Reformation nur die Spekulation beliebt, darin hängen geblieben sei und auf die Übung zur Gottseligkeit nicht gehörig gedrungen habe.“

*) Das käme, so will mich bedünken, einem Aufschub *ad calendas graecas* gleich. H. D.

Vor zweihundert Jahren hob das Amt eines evangelischen Geistlichen seinen Träger in höherem Grade als heutzutage. Seine Stellung war bedeutsamer, einflußreicher, wenn man will, geachteter im gemeindlichen und gesellschaftlichen Leben. Auch die Stellung eines Hofpredigers, zumal am Hofe der Hohenzollern. Nicht allein durch äußere schwerwiegende Gründe veranlaßt übergab Kurfürst Georg Wilhelm den Dom der reformierten Gemeinde zum bleibenden Eigentum, wodurch die Hofprediger zugleich Domprediger wurden. Auch der schöne, tief evangelische, zumal in der reformierten Kirche allüberall betonte Zug tritt darin zu Tage, daß die Herrscher des Landes und ihr Haus in der Kirche Glieder einer Gemeinde des Herrn sind, vor dem und in dessen Gemeinde kein Ansehen der Person gilt. Als seinem vornehmsten Gemeindeglied trat ein Hof- und Domprediger dem Kurfürsten und seinem Hause nahe und zwar als ihr von dem guten Hirten berufener Pastor und Seelsorger und wurde als solcher anerkannt. Auch der junge Domprediger, der sich bald hohen Vertrauens bei dem Kurfürsten zu erfreuen hatte. Gleich im ersten Jahre verleiht ihm der Kurfürst die Aufsicht (Inspektion) über das von seinem Vater in Potsdam gestiftete Armenhaus (xenodochium; es ist das heute noch bestehende sog. reformierte Predigerwitwenhaus) und zwar, wie ihm Dandelman mitteilt, „eigenbeweglich,“ was als ein Zeichen besondrer Huld des Kurfürsten anzusehen sei. Häufig, wenn der Hof außerhalb Berlins ist, wird der junge Hofprediger aufgefordert, den Gottesdienst zu halten, in Potsdam, in Liebenburg, in Oranienburg oder anderswo in der Nähe. Er wird dann zur Hofstafel geladen, hat das Tischgebet zu sprechen, erhält seinen Platz neben dem Kurfürsten oder seiner Gemahlin. Die Unterhaltung nach aufgehobener Tafel ist meist eine ernste, wie ein Nachklang des Gottesdienstes, die Zwiesprache eines frommen Gemeindegliedes mit seinem Seelsorger. Um der Persönlichkeit willen darf hier nach 200 Jahren etwas davon verlauten. Nach dem ersten Gottesdienst in Oranienburg, dem Lieblingsitz einst der Oranierin Henriette Luise, deren Schloß der Kurfürst in pietätvoller Erinnerung an seine Mutter aufs prächtigste ausbaute und erweiterte, zeigte ihm der hohe Bauherr auch das berühmte Porzellantabinett, das in dem nach dem Garten gelegenen Turm untergebracht war und dessen Wert auf 300 000 Mark geschätzt wurde. Er bekannte seinem Seelsorger dabei, „wie er zwar diese Güter der Welt gern annehme, da er sie haben könne; aber sein Herz hänge gar nicht daran. Er sei bemüht, ein gottseliges Leben zu führen; empfinde aber die Schwachheit des Fleisches und denke oft bei sich, wie schwer es sei, selig zu werden, ja wie unmöglich, wenn es auf unsere Werke ankommen sollte und wir nicht den Trost des Verdienstes Christi hätten.“ Bei dem Gang waren die beiden in die Nähe des heute noch als hochherzige Stiftung der frommen Kurfürstin bestehenden Waisenhauses

gelangt. Auch darüber ein Wort des Kurfürsten. Er erzählte seinem Hofprediger, die selige Kurfürstin habe eine geraume Zeit steril im Ehestand gelebet, so daß sie in großer Betrübniß zur Ehescheidung resolviret, damit dem Lande aus einer andren Ehe Prinzen erwüchsen. Aber der Kurfürst habe keineswegs dran gewollt, sondern den geleisteten ehelichen Eid durchaus halten wollen und so es auch Gott gefiele, durch sie ihn und das Land zu strafen, müsse man's sich gefallen lassen. Gott könne auch helfen. Die Kurfürstin habe dann ein Gelübde getan, ein Waisenhaus zu erbauen, was auch im selben Jahre, da der erste Kurprinz (der früh verstorbene Karl Emil) geboren, geschehen sei.

Beide Stiftungen des Hohenzollernhauses, die des Großen Kurfürsten in Potsdam sowohl wie die seiner gleichgefinnten Gemahlin in Oranienburg, gehen — es verdient, hervorgehoben zu werden — der Gründung des weltberühmten Franckeschen Waisenhauses in Halle um ein paar Jahrzehnte voraus (Potsdam 1659?; Oranienburg 25. September 1665; Halle 10. November 1695). Alle drei sind von dem gleichen, hohen Geiste eingegeben und beseelt, der, wie vom Himmel her, in unsrer evangelischen Kirche nach den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges seinen Einzug hielt und sie neu belebte zur Freude, daß es nach langer, winterlicher Zeit wieder wolte Frühling werden. Sie sind keine, wie wir heutzutage sagen würden, rein humanitäre Gründungen. Die herrlichen Eingangsworte der Oranienburger Stiftungsurkunde, aus der Feder der Kurfürstin selber, ein heute noch redendes Vermächtnis, weisen wie Worte einer Seherin unter ihrem Volke auf jene Lichtgestalt hin, die anderthalb Jahrhunderte später als eine Lieblingstochter unsrer evangelischen Kirche in der Inneren Mission ihren rettenden, heilenden, bewahrenden Siegeszug durch unsre Lande gehalten. Die Stiftungsworte bekunden ein Wohltun, eine Nächstenliebe, die sich zielstrebig um die Seele der Armen sorgt, ein Erbarmen im Gehorsam unter den Willen unsres barmherzigen Vaters im Himmel und als ein lebendiges Dankopfer, wie die Kurfürstin in ihrem Bekenntnisbuch von Kind auf gelernt, für die uns zuerst gewordne erbarmende Liebe des Vaters in seinem Sohne.

Friedrich III. wandelte auch hier in den Wegen seiner frommen Eltern. Schon vierzehn Tage nach jener Unterredung, als Jablonski wiederum den Gottesdienst in Oranienburg hielt, teilte er ihm seine weitgreifenden Pläne zur Hebung des kirchlichen Lebens in Berlin mit. Für einen neuen Dom aus Quadersteinen wolle er 300 000 Mark, die gleiche Summe für einen hochragenden Turm bei demselben geben. Ein paar Jahre hat der Bauplan den Kurfürsten beschäftigt. Einzelne Teile des alten Domes waren bedenklich baufällig und beanspruchten über kurz oder lang kostspielige Ausbesserungen. Schlüter arbeitete grade an den Plänen des großartigen Schloßumbaus, bei welchem dem genialen Künst-

ler das alte Bauwerk der Kirche im Wege stand. Schloß und Schloßplatz sollten bis zur Brüderstraße erweitert, dementsprechend der baufällige Dom abgebrochen und zur Spree hin, wo heute an der Stechbahn das große rote Haus steht, vorgerückt, im Stil des Schlosses als Kuppelbau neu aufgeführt werden. Leider ist es nicht dazu gekommen. Der Schloßplatz würde einen schöneren, stimmungsvolleren Abschluß bekommen haben, als ihn heute die mancherlei Kaufläden und die „Schneiderakademie“ bieten, wahrlich ein ärgerliches Gegenstück im Westen des Platzes zu der damals auf seiner Ostseite im Bau begriffenen Prachtbrücke, auf der als schönstes Bildwerk Schlüters Denkmal des Großen Kurfürsten steht. Erst ein halbes Jahrhundert später hat Friedrich der Große einen neuen Dom, aber an der Nordseite des Schlosses, im Lustgarten, errichten lassen. Günstigeres Geschick hatte der andre Plan, den der Kurfürst an jenem Tage seinem Hosprediger in Oranienburg mitteilte; er gelangte zur Ausführung, wenn auch in etwas veränderter Gestalt: die Gründung einer Waisenanstalt in seiner Hauptstadt, nicht wie die der Mutter für zwölf Knaben und fünfzehn Mädchen, welche Zahl auch heute noch nicht überschritten ist, sondern für zweihundert Kinder. Das Haus wurde dicht an der Festungsmauer errichtet, unweit dem Stralauerturm, der an dem Schnittpunkt der Stralauer- und Neuen Friedrichstraße stand; in der Nähe also von Jablonskis Haus in der Klosterstraße.

Auf diese damalige Prachtstraße Berlins war die Aufmerksamkeit des Kurfürsten bei seinen Bauplänen stark gerichtet. Schon bei dem ersten Gottesdienst Jablonskis in Oranienburg hatte der Kurfürst ihm mitgeteilt, er beabsichtige, die von seinem Vater nur zeitweilig der Berliner Propstei überlassene Klosterkirche wieder einzunehmen; denn sie habe, wie der Dom nach der Reformation und dem Wegzug der Franziskaner herrenlos geworden, der alten Residenz in der Klosterstraße gehört. Er wolle sie nun zunächst den Franzosen einräumen, den deutschen Reformierten aber eine unweit davon zu erbauende „neue Kirche“ (die Parochialkirche) übergeben. In der letzten Zeit hatte sich die Zahl der Reformierten stark vermehrt; der geräumige Dom reichte nicht mehr aus. Es war noch die schöne Zeit, in welcher am Tage des Herrn niemand sich vom Gottesdienst der Gemeinde fernhielt; der Säumige lief Gefahr öffentlicher Rüge. Wie die Lutheraner in jeder der beiden Schwesterstädte ihre Propsteikirche besaßen, so beehrten nun auch die Reformierten in Berlin eine Sonderkirche auf ihrem städtischen Gebiete. Zumal in der Kloster-, Stralauer-, Spandauerstraße und am Molkenmarkt wohnten zahlreiche Reformierte; es ließe sich heute noch, wenn auch mühsam, eine stattliche Reihe von ihnen mit ihren Wohnungen angeben. Denen dünkte der Kirchweg bis hinüber nach Köln zu weit; hörten sie doch — wie sie klagten — kaum

die Domglocken zum Gottesdienst rufen. Nicht um der räumlichen Entfernung willen allein wollten sie ihre eigne Kirche haben. Bei einzelnen spießbürgerlichen Leuten hat die tiefwurzelnde, noch nicht völlig überwundene Eifersüchtelei mitgewirkt, daß der Gang über die lange Brücke doch eben einen Gang von einer Stadt in eine Nachbarstadt bedeute und den Berlinern nicht anstehe, des Sonntags in dem kleineren Köln gewissermaßen zu Gast zu sein. Etwas anders wie geplant ist es geworden. Die Klosterkirche wurde Nikolai gelassen, ein ehrwürdiger Anhängsel, freilich ohne das Recht einer Sondergemeinde, wie am neuen Markt Marien es besaß. Die Franzosen, denen sie zunächst zugebach, erwarben 1700 von dem kurfürstlichen Hofe um den Preis von 214 Mark (auch für damalige Verhältnisse einem Geschenke gleichkommend) den geräumigen, von der Markgrafen-, Französischen-, Charlotten- und Jägerstraße begrenzten Platz, auf welchem sie den heute noch vorhandenen, nach dem Plane der ihnen in der Heimat entrißenen und zerstörten Kirche zu Charenton erbauten „französischen Dom auf der Friedrichstadt“ aufrichteten. Sie wollten aber doch nicht für ihre in Berlin angesiedelten Landsleute auf eine Kirche verzichten. Viel später, 1721, in welchem Jahre Jablonski sein Haus in der Klosterstraße verkaufte, erwarben die Franzosen das Nachbarhaus (Nummer 43) und bauten auf dem geräumigen Grundstück, das ebenfalls bis zum Jüdenhof reichte, die Kirche im Versteck des einträglichen Miethauses an der Straße.

Rascher ging es mit dem Bau der reformierten Parochialkirche. Kurz vor der Unterhaltung in Oranienburg hatte das angesehene Gemeindeglied Freiherr v. Ruypphausen das dem Geh. Kammerdiener Kunkel gehörige Anwesen mit ein paar Nachbarhäusern für 19155 M. gekauft. Der Hofbaumeister Nering entwarf den Kirchbauplan; am 15. August 1695 fand in Gegenwart des kurfürstlichen Hauses die feierliche Grundsteinlegung statt.*) Nach dem handschriftlich vorliegenden gleichzeitigen Bericht Jablonskis wählte Ursin „mit Gutheißung des Kurfürsten und auf Wunsch der Gemeinde“ als Predigttext: Matth. 16, 18. Nach der Predigt wurden in den ausgehöhlten Grundstein zuerst Denkmünzen gelegt, dann der Heidelberger Katechismus, darauf die Bibel und die Platte verlötet. Nachdem ein Gemeindeglied (Wirkl. Geh. Staatsrat von Berchem) dem Kurfürsten den Dank der Gemeinde ausgedrückt, sprach Konsistorial-Präsident v. Fuchs im Namen des Kurfürsten unter andrem die beachtenswerten Worte: „Dieses sei eine Pfarr- und Hofkirche. Der Kurfürst sei nicht hier als Fürst und Herrscher, sondern als das

*) Zur Ergänzung der eingehenden Darstellung bei Joseph (Die Parochialkirche in Berlin 1694—1894. Berlin 1894. S. 21 ff.) seien diese Zusätze des bei der Feier anwesenden Hofpredigers beigelegt.

erste Glied der reformierten Kirche. Er übergebe das jus patronatus der reformierten Gemeinde für ewige Zeiten. Er hoffe, seine Nachfolger werden wie er selbst patroni sein. Deshalb habe er den damals siebenjährigen Kurprinzen mitgebracht, daß er seine zarten Hände an den Grundstein lege. Sollte aber — so schloß Fuchs im Namen des Kurfürsten — jemand, was Gott verhüte, eine Aenderung vornehmen und dieses Haus entweder zerstören oder von dem dedicierten Gottesdienst abwendig machen wollen, so Weissage*) der Kurfürst dem Frevler, was Samuel dem Saul gesagt: ich will nicht mit dir umkehren, denn du hast des Herrn Wort verworfen und der Herr hat dich auch verworfen, daß du nicht König seist über Israel" (1 Sam. 15, 26).

Acht Jahre verstrichen bis zur Vollendung der Kirche und ihrer Einweihung, acht bedeutsame Jahre in der preußischen Geschichte. Wie bei dem Bau der reformierten Kirche in Königsberg der Herrscher als Kurfürst den Grundstein gelegt und als König sie eingeweiht, so auch bei der Parochialkirche in Berlin. Eine weitere Ähnlichkeit der zwei reformierten Kirchen in den beiden Hauptstädten von Brandenburg-Preußen sei erwähnt. Beide Kirchen sind von den betreffenden Gemeinden, wie es ihnen wohl ansteht, selbst gebaut, nicht ein Erbe aus römischer Zeit, auch nicht das freigebige Geschenk des Fürsten; in Berlins Kirchbau-Geschichte das erste schöne Lebenszeichen einer evangelischen Gemeinde, ihre Pflicht zu tun und in opferwilliger Liebe selber für ihre Bedürfnisse aufzukommen. „Das vornehmste Gemeindeglied“ steuerte mit gewohnter freigebiger Hand eine fürstliche Gabe bei (30 000 M.), der seine Gemahlin 3000 M. ihrerseits hinzufügte; die übrigen Gemeindeglieder weitere 83 130 M., so daß, wenn ich die damalige Zahl der Reformierten in Berlin richtig geschätzt habe, auf den Einzelnen ein Opfer von 50 M. kommt. Als ein wertvolles Zeichen der damals anhebenden freundlicheren Gesinnung der Schwesterkirche verdient hervorgehoben zu werden, daß die drei lutherischen Kirchen des Berliner Propstbezirkes mit 6300 M. sich an dem Bau beteiligten. Diese in Berlin aufgebrachten Summen reichten noch lange nicht aus. Nach damaligem Brauche — es bestand noch kein Gustav-Adolf-Verein — wurden die reformierten Glaubensgenossen da und dort nicht vergeblich um eine Beisteuer angegangen; sie (in Bremen, Hamburg, Frankfurt a. Main, Magdeburg, Preußen, Schweiz) beteiligten sich insgesamt mit 3748 M. Jablonski war bei diesen Sammlungen eifrig tätig. Die schweren Drangsalzeiten in der Unität hatten ihn frühzeitig gelehrt, sowohl die Opferwilligkeit der Brüder als auch der Glaubensgenossen da und dort anzugehen und auch anzuapornen. So hat er für den Bau nicht weniger als 4350 M. unter seinen Freunden gesammelt.

*) Bei der damals im Schwange gehenden Verunstaltung unsrer herrlichen deutschen Muttersprache ist hier das fremdländische Wort „omنینieren“ gebraucht.

In die ersten Jahre des Einlebens Jablonskis in Berlin fällt eine weitere hochherzige Tat des Kurfürsten, die ebenfalls ein glänzendes Zeugnis freigebigster und auch frommer Fürsorge für seine Glaubensgenossen ablegt und hier nicht unerwähnt bleiben darf. Bereits am 23. März 1696 empfing Jablonski von seinem Freunde Duhram den Entwurf zur Stiftung des „Mons pietatis“, die neun Monate später ins Leben trat und die der Kurfürst der reformierten Kirche am 24. Dezember als wertvolles Weihnachtsgeschenk übergab. Es will mich bedünken, daß der junge Hosprediger die wichtige Stiftungsurkunde so früh zur vertraulichen Kenntnisnahme empfing, um noch rechtzeitig ein Gutachten abgeben zu können. Der Eingang der Urkunde spricht in schönen, warmen Worten christlichen Erbarmens von den Drangsalen und Nöten der vielen um ihres Glaubens willen von ihren heimischen Sitten verjagten Reformierten, die in Brandenburg eine Zuflucht und Ansiedlung gefunden und mit deren geistlichen Fürsorge in jenen Jahren Jablonski — die Folge wird es zeigen — vielfach betraut war. Friedrich III. legte in dieser Stiftung ein Kapital von 300 000 Mark fest, „um den wahren reformierten Glauben, auf welchen unsere Vorfahren christmildesten Gedächtnisses selig verschieden sind und darin wir selbst das ewige Leben zu erwerben ungezweifelt hoffen, in unsrem Lande zu erhalten, die an andren Orten um dieser einigen Wahrheit willen Vertriebenen dazu zu versammeln und solches Kleinod als den teuersten Schatz unsrer Seelen auf unsre Nachkommen fortzupflanzen.“ Das Kapital, (zumeist aus den Strafgeldern der Ripper- und Wipperei stammend,*) die „einzig und allein uns als Kurfürsten und Landesherren kraft habender landesfürstlicher Macht und Hoheit gehören“) wird bestimmt, 1) daß es für die vertriebenen, notleidenden Glieder der wahren reformierten Religion, so in unsren Landen sich befinden; 2) zur Benefizierung der jetzigen und noch künftig anzubauenden reformierten Kirchen und deren Bedienten in unserer Kurmark; 3) zur Rettung der noch außerhalb unsren Landen gedrückten und verfolgten Religion gesammelt und von nun an bis zu ewigen Zeiten dazu gewidmet sein und bleiben solle. Zur Verwaltung dieses Mons pietatis ordnet der Kurfürst einen Vorstand an, dessen Leitung allzeit ein reformierter Wirklicher Geheimrat haben und der aus einigen reformierten Räten und Dienern bestehen soll. Zehn nähere Bestimmungen setzen die Obliegenheiten dieses Vorstandes fest. Die Stiftungsurkunde schließt — wie das in jenen Zeiten Brauch war — mit den feierlichen Drohworten: „sollte jemand Vorschläge tun oder ausführen, dies Gott, dem Höchsten,

*) Freytag gibt in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit (III, Abschn. 4) ein anschauliches Bild dieses Unwesens in der Münzprägung und Münzverschlechterung.

gewidmete Kapital zu weltlichem und andrem als hier benanntem Nutzen anzuwenden oder wider Unfre Intention zu mißbrauchen, denselben wollen wir mit ihren Nachkommen dem Zorn und Fluch des gerechten Gottes übergeben, bis sie von ihrem Raten und Taten abgestanden." Gegengezeichnet ist die wichtige Urkunde von dem berühmten Eberhard von Dankelmann, dessen Büste neben der seines großen Zeitgenossen Schlüter in der Nische des Denkmals Friedrich I. in der Siegesallee steht.*)

Dem Enkel des Comenius, dem mehrjährigen Leiter des Gymnasiums zu Lissa würde das Einleben in Berlin schwer gefallen sein, wenn er als Hosprediger keine irgendwelche Beziehung zur Schule gehabt hätte. In jenen Tagen des innigen, ungetrübten Verbandes zwischen evangelischer Kirche und Schule und zumal auch in der Hauptstadt der Hohenzollern brauchte deshalb keine Besorgnis aufzukommen. Schon gleichzeitig mit Einführung des reformierten Gottesdienstes im Dom erhielt die Gemeinde ihre eigne Schule, von der aber unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges und bei der noch geringen Zahl der Gemeindeglieder wenig verlautet. Anders unter dem Großen Kurfürsten, als er die von seinem Ahnen, dem Vater des Kurfürsten Johann Sigismund, 1607 gegründete und durch die Verwilderung des unheilvollen Krieges, endgültig noch durch die Zerstörung durchziehender sächsischer Truppen 1636 vernichtete Fürstenschule in Joachimsthal nach Berlin überführte und mit der in einem der Domhäuser der Brüderstraße untergebrachten kölnischen Domschule vereinigte. Kurfürst Joachim II. Friedrich hatte in dem ersten Jubeljahr der von seinem Urgroßvater Joachim I. Restor 1507 gegründeten Hochschule in Frankfurt a. d. Oder, angeregt durch die blühenden sächsischen Schulen in Meißen und Porta und nach ihrem Vorbild, eine Schule in dem malerisch zwischen dem Grumnitz- und Werbellinsee wie ein Interlaken der Mark und unweit von dem schönen Forst der Schorfheide westabgelegenen Joachimsthal ins Leben gerufen und mit reichen Einkünften bedacht. 120 Böglinge, dazu noch 50 Kostgänger sollte die freigebig ausgestattete Anstalt beherbergen, schulen und erziehen, ein *seminarium ecclesiae et reipublicae*, wie die von frommem Geiste durchhauchte Stiftungsurkunde besagt, „darin die liebe zarte Jugend als in des heiligen Geistes Offizin und Werkstatt in Gottes Furcht, christlicher wahrer Religion und den nützlichsten Sprachen und freien Künften unterwiesen werde,“ eine Schutz- und Truchschule der Reformationskirche.

*) Die fast völlig vergessene und außer acht gelassene Stiftungsurkunde des heute noch vorhandenen *Mons pietatis* ist abgedruckt in *Myläus, Corpus constit. Marchie. VI, CXCVIII.*

wider die damals mit Erfolg gekrönten Anläufe der Jesuitenschulen. Die Anstalt war als eine lutherische von Kurfürst Joachim ins Leben gerufen; der Sohn hat sie bei seinem Anschluß an die reformierte Kirche ihr zugeführt. Er war dazu berechtigt; denn er hat die Stiftungsurkunde und Schulgesetze mit dem von seinem Vater zugestandnen Vorbehalt unterschrieben, hinzusetzen und wegnehmen zu können, was ihm gut dünkte.*) Als die Schule 1707 ihre erste Jahrhundertfeier beging, hat König Friedrich I. feierlich die Stiftungsurkunde der Schule neu bestätigt nach Maßgabe der von Kurfürst Johann Sigismund am 23. April 1616 dem Gymnasium vorgeschriebnen Kirchen- und Schulordnung, wie dieselbe bei Wiederaufrichtung des Gymnasiums in Berlin von seinem Vater beibehalten wurde.**)

Der Große Kurfürst hatte mit der Überführung des Gymnasiums aus dem zerstörten Joachimsthal nach Berlin und ihrer Verschmelzung mit der Domschule in der Brüderstraße ein paar Mitglieder der Domgemeinde betraut: den Kammergerichtsrat v. Kochow, der bereits unter seinem Großvater Vorsteher des reformierten Kirchenrats gewesen, den Kammergerichtsrat v. Nahden, den Lehnsekretär Tornau und seinen Leibarzt Boettcher, ein warmes, eifriges Mitglied des Doms. Der Anfang der Schule 1650 war sowohl in betreff der Schülerzahl als auch der vorhandnen Mittel ein sehr bescheidener. Der Kurfürst räumte in seinem Schlosse vier Zimmer, ein Speisegemach und eine Küche für Unterbringung der Anstalt ein. Bald füllten sich die Klassenzimmer; auch die während den Kriegsnöten fast völlig versiegten Einkünfte flossen wieder aus den Pachten regelmäßiger ein; es konnte selbst an den Erwerb eines Eigenbesitzes in der Hauptstadt gedacht werden. 1667 hatte der Kurfürst an der langen Brücke die südwestliche Ecke der Georgs- (die heutige Königsstraße) und Heiligegeiststraße für die Schule erworben; zwanzig Jahre später tauschten das Gymnasium und die Post ihren Besitz, sodaß fortan das Joachimsthaler Gymnasium etwas weiter flussabwärts (Heiligegeiststraße 3–7 und Burgstraße 21–22) auf eignem Grund und Boden seine großartigen Bauten auführte, in denen es bis zu seiner Übersiedelung (1880) nach der Kaiserallee in der Wilmersdorfer Gemarkung hauste.

Jablonski trat von Anfang an in sehr nahe Beziehung zu dem Gymnasium. Als Rektor fand er Gerson Bechner vor, der über ein halbes Jahrhundert seine Kraft der Anstalt gewidmet (1654–88 Kon-

*) Vergl. *Symbolae Joachimicae* (Berlin 1880) II, 323. Die Unterschrift Joh. Sigismunds unter die Schulgesetze lautet: *confirmavit, publice promulgari et perpetuum observari jussit, reservata tamen sibi vel addendi vel demendi potestate.*

**) Der Wortlaut dieser neubestätigten Stiftungsurkunde bei Hering (Beiträge II, 136.

rektor, 1688—1707 Rektor); ich vermute, daß er ein Glied der weitverzweigten, durch ihre gelehrte Bildung ausgezeichneten Familie der Brüderunität ist. Wir greifen der Zeit nach vor und bieten für diese innigen Beziehungen hier schon ein paar Belege. Bereits vor seiner Ankunft waren für je zwei der reformierten Kirche angehörige Söhne aus Groß-Polen und Litauen Freistellen in der Anstalt gestiftet worden. Hofprediger Ursin hatte über sie die Aufsicht, die 1712 durch Friedrich I. auf Jablonski bis an sein Lebensende überging. Zu diesen vier Alumnen kamen zumeist durch seine Bemühung vier weitere Alumnatsstellen für je zwei Reformierte aus Klein-Polen und dem so arg bedrängten Siebenbürgen, die sich für Theologiestudierende auch auf die Hochschule in Frankfurt erstreckten. Wir werden davon noch in andrem Zusammenhang zu reden haben. — Als man sich zur ersten Jahrhundertfeier rüstete und dafür die Grundgesetze des Gymnasiums erneuerte und verbesserte, vertraute der König die Ausarbeitung des Entwurfes drei Mitgliedern der Domgemeinde an, dem Geh. Staatssekretär Friedeborn, dem Geh. Archivar Runo und Jablonski. Nach diesen von dem König bestätigten Gesetze „müssen alle an dem Joachimsthaler Gymnasium jetzt und künftig zu bestellende Professoren und Kollegen, nicht weniger auch die Direktoren und der Kurator zu allen Zeiten dem Glaubensbekenntnis des Kurfürsten Johann Sigismund und also der christlichen reformierten Kirche zugetan sein. Der Rektor soll ein guter Grammatikus, Dialektikus, Rhetorikus und in allen freien Künsten, bevorab in der lateinischen und griechischen Sprache, wohl geübet, ingleichen der hebräischen und der Theologie mächtig sein, weil er diese docieren soll.“ — Bei der Jubelfeier am 4. September 1707 versammelten sich die Berliner Gymnasien, Lehrer und Schüler, im Joachimsthalschen Gymnasium und begaben sich von da in langem Zuge, alle mit blauen Mänteln bekleidet, über die prächtige, neugebaute Kurfürstenbrücke, vorüber an dem Denkmal des Großen Kurfürsten, des Wiederherstellers der Joachimsthaler-Fürstenschule, nach dem nahegelegenen Dom auf dem Schloßplatz, woselbst in Gegenwart des Königs und seines Hauses Jablonski die Jubelpredigt hielt. Sie scheint nicht im Drucke erschienen zu sein, wenigstens ist sie mir nicht zu Gesicht gekommen.

Wie der junge Hofprediger in Berlin die ersten leisen Lebenszeichen einer Liebesarbeit der evangelischen Kirche sehen durfte, die mehr wie ein Jahrhundert später zu voller, schöner Entfaltung und Blüte gelangt als „Innere Mission“ ihren reichen Segen unsrer Kirche brachte, so tauchten auch gleichzeitig die ersten, hoffnungweckenden Spuren von der in unsrer heimischen evangelischen Kirche herauskommenden Zwillingsschwester, der äußeren Mission, vor Jablonskis Blicken auf. War es auch nur ein

blitzartiges Aufleuchten zunächst ohne bleibende Folge, so ist es doch wert, völligem Vergessen entrissen zu werden. Die evangelische Kirche der Reformation hat sich doch nicht so spät auf ihre Missionspflicht besonnen als gemeiniglich angenommen wird; früher und entschiedener freilich in reformierten Landen als in der deutschen Kirche, deren hervorragenden Glaubenslehrer des siebzehnten Jahrhunderts den Missionsbefehl des Herrn von den Aposteln bereits ausgerichtet erklärten. Schon in den sechziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts bestimmte eine schottische Synode den Missionsbefehl des Auferstandenen als bindend für die Jünger aller Zeiten. Als die Niederlande, dann England um die Herrschaft zur See wetteiferten und die römischen Mächte aus ihrem fernen Kolonialbesitz mehr und mehr verdrängten, wiesen einzelne ihrer treuen Söhne die Aufgabe nicht ab, den unterworfenen heidnischen Völkern das Evangelium zu bringen. Lohnend wäre es, den mehr und mehr in allen evangelischen Landen sich erschließenden Quellen aufmerksam nachzuspüren und die ersten noch unsicheren, vielfach schwankenden auch nicht zielbewußten evangelischen Missionsversuche, die bis in die ersten Jahrzehnte des siebzehnten Jahrhunderts hinaufreichen, einer erneuten eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Raum hatte Kurfürst Friedrich Wilhelm, ein Seher und auch Säemann von Deutschlands Macht und Größe unter zielstrebigter Führung der Hohenzollern, mit dem Scharfblick eines Adlers die hohe Bedeutung fernen Kolonialbesitzes für den aufkommenden Weltverkehr eines emporstrebenden Volkes erkannt,*) kaum hatte er mit eiserner Willenskraft und beherzten, frohen Mutes, der glaubensstark vor keinen Hindernissen zurückschrickt, eine brandenburgische Flotte zu schaffen begonnen, kaum festen Fuß an der Guineaküste Westafrikas gefaßt und daselbst das Fort Groß-Friedrichsburg nach den Regeln des neuen Festungsbaues angelegt,**) als er auch für die kleine Besatzung und Insassen der noch im Bau begriffenen Festung auf Bitte seines Schiffdirektors Kaulé die Entsendung eines Geistlichen zusagte. Wie lange nach der Zusage ein solcher abgeordnet wurde, weiß ich nicht; nur daß derselbe gleich in den ersten Jahren seiner Ankunft von dem an der Küste herrschenden Fieber weggerafft wurde. Ebenso wenig habe ich trotz eifrigen Nachspürens erfahren können, ob dieser erste Kolonialgeistliche unsrer deutschen Kirche zugleich mit der Aufgabe betraut wurde, Mission unter den umwohnenden Negern,

*) Es sei auch hier an das bedeutsame Wort des ersten deutschen Kaisers aus dem Hohenzollernhaus erinnert. „Jetzt erst — so äußerte sich Wilhelm I. nach dem Erwerb der deutschen Schutzgebiete in Westafrika — könne er dem Standbild des Großen Kurfürsten wieder grade ins Gesicht sehen.“

**) Ein genaues Bild der Festungsanlage bietet nach der Veröffentlichung des Generalstabes Erdmannsdörfer, Deutsche Geschichte von 1648—1740, I, 468.

wenn auch zunächst nur der beiden Häuptlinge von Accada und Taccarrary, die sich unter den Schutz der brandenburgischen Kompanie gestellt (1685), zu treiben.

Kurfürst Friedrich III. war anfänglich nicht gewillt, das weitausschauende Unternehmen, das für die erste Zeit unter schwierigen Verhältnissen keinen Gewinn, nur Opfer eintragen konnte, kleinmütig aufzugeben. Er hielt es für eine „gloire und point d'honneur das Commerzienwerk zu konservieren“, wie er sich ausdrückte. Auch er ließ sich die geistliche Fürsorge seiner in der Ferne weilenden Glaubensgenossen von Herzen angelegen sein; er nun schon mit dem bestimmten Auftrag an den zu entsendenden Geistlichen, neben seinem Pfarramte in der Festung den umwohnenden Heiden das Evangelium zu predigen. Elf Jahre früher — es ist des Anmerkens wert —, als die ersten deutschen Kandidaten, Ziegenbalg und Plütschau, sich dem König von Dänemark als Missionare in den fernen dänischen Kolonien zur Verfügung stellten. Sonntag 29. April 1694 hielt der für Groß-Friedrichsburg bestimmte Kandidat Gßkuch²⁰⁾ im Dom die Probe- und zugleich Abschiedspredigt über Jes. 2, 3: Kommt, laßt uns zum Herrn gehen. Jablonski war mit dem Inhalt der Predigt nicht völlig zufrieden. Wohl habe der Sendbote als seine Pflicht betont, die Heiden zu dem Herrn zu führen, aber versäumt, die Gemeinde um ihre Fürbitte anzugehen, daß der Herr ihn zu diesem großen Vornehmen wolle tüchtig machen. Geheimrat Fuchs war ärgerlich über die Wahl des zu entsendenden Geistlichen, die demnach ohne ihn vor sich gegangen. Noch war Fuchs nicht Präsident des Konfistoriums; das wurde er erst andren Tages nach der Grundsteinlegung der Parochialkirche. Als Direktor der kirchlichen Angelegenheiten hätte er aber bei der Besetzung eines so wichtigen Postens nicht umgegangen werden dürfen. In einem Gespräch mit Jablonski deutete er denen sehr übel, die Gßkuch vorgeschlagen, „weil er wohl zu einem Schulfuchs auf irgend einer Universität, aber nicht zu einem Apostel für die Heiden sich schicke; dazu hätte sollen ein hurtigeres Subjekt ad exemplum Jesuitarum ausgewählt werden.“ Um solchen augenscheinlichen Mißgriffes willen in der Person blieb dieser erste Missionsversuch unsrer deutschen evangelischen Kirche ohne Folge und ist fast gänzlichem Vergessen anheimgefallen. Das ganze, hochbedeutame Kolonial-Unternehmen des Großen Kurfürsten sank, wie von der Schwindsucht ergriffen, langsam dahin, noch ehe er selbst das Auge geschlossen. Sein Sohn hielt es zwar noch als einen Ehrenpunkt der Pietät künstlich am Leben; der nüchterne, sparjame Großsohn aber hatte keine Lust weiterhin die Kosten für ein Unternehmen zu tragen, das ihm eine Chimäre dünkte. 1721 wurde die ganze Anlage an Holland verkauft. Damit war auch ein starker Ansporn zur Mission der evangelischen Kirche in Deutschland genommen. Es bleibt immer ein

ungefunder Fehlgriff, wenn die Kirche den Prediger einer Auslands-
gemeinde in heidnischem Gebiete nebenbei auch noch mit der Evangelisierung
der heidnischen Landeskinde betraut; bei einer solchen Doppelaufgabe
kommen beide Teile zu kurz. Lebendige, evangelische Gemeinden haben
den unabwiesbaren Missionsbefehl des Herrn als eine Sonderaufgabe,
unbehelligt und unverkürzt von Nebenämtern, zu treiben. Durch Gottes
wunderbare Führung unsrer heimischen evangelischen Kirche hub in dem
Jahre des Zusammenbruches des ersten verfehlten Missionsversuches die
Zeit an, in welcher die Kirche nicht mehr eines weltlichen Ansporns be-
durfte, sich auf ihre Missionspflicht zu besinnen. 1722 hat der Zimmer-
mann Christian David, einer der aus ihrer Heimat vertriebenen
„Mährischen Brüder,“ den ersten Baum am malerisch gelegenen Gutberge
bei Berthelsdorf gefällt. Zehn Jahre später hat Zinzendorf, der in
das Gewissen seiner Brüdergemeinde den Stachel unabwiesbarer Missions-
pflicht so tief in begeisterter und begeisternder Jesusliebe eingetrieben, daß
unsre gesamte evangelische Kirche ihn zu spüren bekam und fernerhin nicht
mehr dawider lösen konnte und wollte, seine ersten Sendboten, Nitsch-
mann und Dober, nach Westindien gesandt, die glaubensfühnen Pfad-
finder einer leuchtenden Heldenchar evangelischer Missionare.

Ein reiches, schönes Leben, in welches der hochbegabte junge Hof-
prediger eintrat. Noch waren die hervorragenden Staatsmänner am Ruder,
welche die hohe Schule unter dem Großen Kurfürsten durchgemacht und
als erprobte Ratgeber dem Sohne bei der Weiterführung des Baues zur
Seite standen, dessen gewaltige Grundpfeiler der Vater gelegt. An diesem
Bau war der evangelischen Kirche ein bedeutsames Teil der Mitarbeit
zugewiesen, und zwar ein Teil, dessen Ausführung ihr selbst oblag, um
die ihr gebührende Stellung im Ringe der christlichen Völker einzunehmen.
Dazu bedurfte es verständnisinnige, tatkräftige Kirchenmänner, bereit, mit
dem Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit an der geforderten Aufgabe mit-
zuwirken. Jablonski war an ihrer Förderung wie von dem Herrn der
Kirche selbst dazu bereitet, ein auserwähltes Rüstzeug, unter den Mit-
arbeitern einer der eifrigsten und auch befähigsten; der Fortgang der Er-
zählung wird es zeigen. Daß er alsbald herangezogen wurde, eine
schaffensfreudige Hand anzulegen, hat ihm ein rasches Einleben in den
neuen, bedeutsamen Wirkungskreis wesentlich erleichtert. Er fand freund-
lichstes, vertrauensvolles Entgegenkommen wie bei seinem Fürsten so
auch bei den tonangebenden Staatsmännern. Gebend und nehmend em-
pfieng er reiche Förderung auf dem vielverheißenden, schwierigen Arbeits-
feld, das tief in die Kirchenpolitik einzugreifen hatte, einem Gebiet, in
welchem unsre Geistlichkeit zum Schaden der evangelischen Kirche meist un-
geschult und dann im Bedürfnisfall ungelenk und unerfahren ist. Hier schon

DoIton, Jablonski.

müssen wir ein paar Belege beibringen zum Zeichen, in wie schier idealer Weise damals Männer am Staatsruder Hand in Hand gingen mit Männern der Kirche und zwar zur Förderung beider Teile, von Staat und Kirche.

Der eine Beleg ist die bereits erwähnte herzliche und innige Freundschaft Jablonskis mit dem Staatsmann, zugleich dem Direktor der Kirchenfachen und Vorsitz der Konsistoriums, Paul v. Fuchs. Es ist eine seltene Erscheinung in unsrer Geschichte, einen großen Staatsmann zugleich hervorragend bedeutend in den Angelegenheiten der Kirche zu sehen und mit ihm eng verbunden einen evangelischen Geistlichen mit dem eindringenden Verständnis für die Dinge des Staatslebens. Köstlich ist es dann, wenn solche seltne Erscheinungen sich die Freundeshand zu gemeinsamer Arbeit reichen und dies in einem Augenblick, in welchem der von dem Großen Kurfürst geschaffne Staat als Grundpfeiler seines Bestandes die Wahrung der evangelischen Kirche gegenüber Rom erhalten, in welchem die Hohenzollern als oberste Bischöfe ihrer evangelischen Kirche deren staatlichen Rechte vor Kaiser und Reich zu erkämpfen und zu wahren hatten. Vielleicht, daß v. Fuchs während seiner Studienreisen in den Niederlanden mit dem Großvater Comenius bekannt geworden und Teilnahme für dessen Familie gewonnen, was der Lebensbeschreiber des Comenius, Kwacjala, nicht für ausgeschlossen hält, vielleicht daß er durch seinen Oheim, Jacob Friedeborn, den Erzieher der Söhne des Kurfürsten von der Pfalz, den Jablonskis Urgroßvater einst zum König von Böhmen gekrönt, auf die Familie aufmerksam geworden. Wie dem auch sei: seine Berufung nach Königsberg und Berlin dankte Jablonski in erster Linie der Befürwortung von Fuchs; seine warmen Worte bei der Einführung ins Amt bahnten dem jungen Hofprediger die Wege in der Hauptstadt und ihre tonangebenden Kreise. Ungetrübt blieb das innige Freundschaftsverhältnis bis an den Heimgang von Fuchs (1704); es übertrug sich auch auf die beiden Familien. Jahre hindurch speiste Jablonski allsonntäglich bei Fuchs und bildete dann meist die Predigt am Vormittag den ergiebigen Gegenstand der Unterhaltung und Weiterführung der erbaulichen Gedanken. Der Gang zu dem hochgestellten Freunde, wenn er in der Stadt weilte, war nicht allzuweit von der Klosterstraße aus. Fuchs hatte von dem Kurfürsten den prächtigen Garten nebst Wohnhaus zum Geschenk erhalten, den draußen vor dem Tor in der Stralauer Vorstadt (in der heutigen Holzmarktstraße Nummer 58—70) der einstige Generaldirektor der Marine, Kaulé, angelegt. Belvedere hieß der Besitz, weil man vom Obergeschoß aus ungehindert über den Fluß und die Kornfelder weg die schöne Aussicht bis zu den Kirchtürmen von Köpenick, die über dem Gehölz hervorragten, genießen konnte. Monatelang freilich hielt sich der vielbeschäftigte Staatsmann fern der Stadt auf seinem prächtigen Herrensitz in Malchow

auf, über Weißensee hinaus eine gute Meile von der Wohnung des Pastors entfernt.²¹⁾ Auch da war er und auch seine Familie häufig willkommen geheißener Gast. Mehrmals im Jahre ließ sich Fuchs mit den Seinen und umwohnenden befreundeten Gutsbesitzern das heilige Abendmahl draußen in der ländlichen Zurückgezogenheit reichen. Dann pflegte Jablonski schon am Sonnabend hinauszufahren, den Abendmahlsgästen die Vorbereitung zu halten, um ihnen dann am Tage des Herrn in der Frühe das heilige Mahl zu geben und noch am Gottesdienst in der Dorfkirche mit der ganzen Familie teilzunehmen.

Die Ortsgemeinde in Malchow war lutherisch. Jeder Versuch, sie zu seiner Kirche herüberzuziehen, was in jener Zeit nichts Ungewöhnliches gewesen wäre, lag dem mildgesinnten, mit frommem Ernste auf eine Union hinarbeitenden Gutsherrn und auch seinem Seelsorger vom Dom fern. Mit seinem ganzen Hause pflegte Fuchs dem Gottesdienst in seiner Patronatskirche des Dorfes beizuwohnen, zumal seitdem wohl auf Jablonskis Befürwortung hin 1698 der vom Pietismus ergriffene und erwärmte Prediger Porst von dem Patron nach Malchow berufen und von Spener eingeführt worden war. Ein schönes Vorbild gab der fromme Patron seinen Gutsleuten, daß er, wenn draußen, an der für die Erwachsenen auf kurfürstlichen Befehl nach dem Vormittagsgottesdienst wieder eingerichteten Katechisation teilnahm. Blieben die Bauern dem fragenden Pastor eine Antwort schuldig, so konnten sie zu ihrer Beschämung und auch Verwunderung Zeuge sein, wie ihr Patron nun auch in Luthers Katechismus wohl beschlagen war und für sie antwortete. Auch der König besuchte nicht selten von seinem Landsitz in Schönhäusen den um sein Haus und das Reich hochverdienten Staatsmann auf seinem Landsitz. Während einer Fahrt dahin, am 7. August 1704, ging Fuchs, vom Kaiser vor zwei Jahren in den Reichsfreiherrnstand erhoben, heim; erst 64 Jahre alt, aber körperlich durch die vielen geistigen Arbeiten erschöpft. Die Kunde des Todes seines treuen Dieners erreichte den König unterwegs.

Nicht nur als seinen Pastor und Seelsorger schätzte und liebte Fuchs den um zwanzig Jahre jüngeren Hofprediger. Er fand bald an ihm Züge, die ihm selbst auszeichnendes Gepräge gaben. So die gleiche Richtung in ernstem Streben auf das Edle und Hohe, eine vielseitige und reiche Bildung in den schönen Wissenschaften, die ihm lebenslang treu blieb und ihn jugendfrisch erhielt. Auch gleiche Liebhabereien, wie sie die damalige Zeit bei den Gelehrten pflegte. Beide waren eifrige und verständnisvolle Bücherfreunde. Gar manche kostbare Bereicherung seines „Museums“ dankte Jablonski dem wohlhabenden Freunde, der nicht fargte, ihm solche Freude zu bereiten. Ganz besonders fesselte den Staatsmann an dem Hofprediger die in gleichem Maße entschieden ausgeprägte Unionsgesinnung, sowie sein frühe bekundetes hochgerichtetes Streben, den

bedrängten evangelischen Glaubensgenossen allüberall Schutz und Trutz gegenüber dem scharfen, unerbittlichen Vorgehen der römischen Kirche zu bieten. Darinnen waren beide Männer des Staates und der Kirche völlig gleichgesinnt; beide auch in hoher Begabung gleich gerüstet, unverdrossen ihrer Gesinnung im Leben wirksamen Ausdruck zu geben. Der Staatsmann konnte vertrauensvoll dem Hofprediger nach diesen Seiten hin auch schwere Aufgaben der Mitarbeit zumuten, sicher einen ebenso willigen als auch geschickten Ausrichter an ihm zu haben. Und ebenso wieder konnte Jablonski darauf rechnen, für die ihm notwendig erscheinenden Wege nach dem gleichen Ziel in dem einflußreichen Ratgeber des Kurfürsten und Königs einen mächtigen Förderer zu finden.

Den andren, für Jablonskis rege Teilnahme bei Gründung der Akademie nicht unwesentlichen Beleg mag die frühe und nahe Berührung mit dem berühmten und vielseitig gelehrten Staatsmann Ezechiel Spanheim bieten. Mehr wie dreißig Jahre älter als der Hofprediger hat Spanheim dennoch den jugendlichen Gelehrten alsbald in seine Kreise gezogen. Er selbst stammte aus einer gelehrten Theologen-Familie der Pfalz. Sein Großvater war der gelehrte Tossanus; den in Genf Theologie lehrenden Vater berief 1642 die Witwe des unglücklichen Böhmenkönigs zu sich in die Niederlande, woselbst der Sohn unter Männern wie Salmasius und Heinius theologische Studien betrieb. Auch ihn, den vielseitig begabten und namentlich durch seine Münzkunde in der wissenschaftlichen Welt anerkannten Gelehrten und feingebildeten Weltmann hat Fuchs als einen gewiegten Staatsmann entdeckt und mit kühnem, sicherem Griff an Brandenburg und den Hof des Großen Kurfürsten zu fesseln vermocht. Von 1680—89 war der einstige Theologe bewährter außerordentlicher Gesandte am glänzenden Hof in Paris. Es war keine leichte Zeit für einen preußischen Gesandten, jene Jahre der Aufhebung des Ediktes von Nantes, infolge davon des glaubensstarken, kühnen Potsdamer Ediktes vom 29. Oktober 1685, der gewaltigen Schutz- und Trutzschrift des Kurfürsten für seine Glaubensgenossen wider den überall gefürchteten Sonnenkönig, das berebte Zeichen des Brandenburger flügge gewordenen Adlers: non soli cedit. Von 1689—98 war der Gesandte aus Paris zurückgezogen. Spanheim lebte in Berlin; der Kurfürst vertraute ihm die Leitung der französischen Kolonien im Brandenburgischen an; Staatsminister v. Fuchs hatte nur darüber zu wachen, daß die bischöflichen Hoheitsrechte des Landesherrn von diesen Kolonien und den ihnen eingeräumten, weitgehenden Vollmachten gewahrt würden. In Paris hatte der gelehrte Gesandte des Kurfürsten an all' den reichen Anregungen eines hochgesteigerten geistigen Lebens teilgenommen; so auch als ständiger und gefeierter Gast an den wöchentlichen wissenschaftlichen Unterhaltungen im Hause des Herzogs von Aumont, dem stark besuchten Stellbicheln der

in Paris versammelten wissenschaftlichen Größen. Sie scheinen jenen gelehrten Zusammenkünften nachgebildet zu sein, die schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Leiter des Wadham College in Oxford, Dr. Wilkins, regelmäßig in seinem gastfreien Hause zu halten pflegte und aus denen nachweisbar die Londoner Sozietät der Wissenschaft hervorgegangen ist. Was ihm in Paris eine reiche Quelle geistiger Anregung gewesen, das wollte Spanheim in Berlin nicht missen. Er öffnete sein Haus für solche gelehrte Besuchsabende auf märkischem Boden; wer nur immer in der Hauptstadt auf den Namen eines Gelehrten Anspruch erheben konnte, wurde geladen. Die Männer besprachen dann vorliegende wissenschaftliche Gegenstände, trugen ihre eignen gelehrten Arbeiten dem ausserwählten Kreise zunächst vor, woran sich dann eine gelehrte Beratung reihte; der Wirt stellte seine reichhaltige Bücherei zur Verfügung, die er nun freilich, ehe er ein zweites Mal nach dem Ryswiker Friede als Gesandter nach Paris ging (1698—1701), sich genötigt sah, an die königliche Bibliothek für 36 000 Mark zu verkaufen.

Bereits am 3. Mai 1694, also nach Jahresfrist, nahm Jablonski als geladener Gast zum ersten Mal an diesen Konferenzen teil. Von da an gehörte er zu den regelmäßigsten Besuchern; er versäumt nicht in seinem Tagebuch die einzelnen genußreichen Donnerstagabende anzumerken, auch Angaben über die behandelten gelehrten Sachen zu geben. Unererschöpflich an Mitteilungen war der Wirt selbst. Er konnte bei seinem reichen Leben unter den Gelehrten der tonangebenden Länder aus dem Vollen schöpfen; die aufliegenden neuesten Werke der gelehrten Welt boten ihm immer neue, geistvolle Anknüpfungspunkte der Unterhaltung. Auch Jablonski, den ich von den deutschen Predigern in Berlin allein verzeichnet finde, während er gleich bei dem ersten Abend fünf französische Geistliche der Kolonie antraf, blieb nicht lange stummer Zuhörer. Bald schon zählte er zu den eifrigsten, tätigsten Teilnehmern. Hier im Gelehrtenkreise hat er zuerst Bruchstücke seiner ins Lateinische übersetzten Bentley-Aufsätze vorgelesen, hier auch die einzelnen fertiggestellten Bogen seiner hebräischen Bibelausgabe. Die gelehrte Bildung jener Tage war noch eine so vielseitige, daß selbst für solche theologische Sondergebiete auf eine allgemeine Teilnahme der Anwesenden gerechnet werden konnte; zumal auch für theologische Arbeiten, die noch im Mittelpunkt der gelehrten Studien standen. Nach dem Weggang von Spanheim nach Paris hörten diese Konferenzen auf. Man darf vielleicht sagen, wurden sie von der in Gründung begriffnen Akademie der Wissenschaften abgelöst. Sie mögen ja ähnlich wie in Oxford-London den inneren, wenn auch äußerlich nicht wahrnehmbaren Anstoß zu einer wissenschaftlichen Vereinigung gegeben haben, deren Bedürfnis — wir werden es sehen — damals allerwärts in der Luft zu liegen schien.

Wir sind dem Einleben Jablonskis an seiner neuen Wirkungsstätte Schritt für Schritt mit der Feder in der Hand nachgegangen; für manch einen, der uns bis dahin das Geleite gegeben, ein ermüdender Gang und dennoch unvermeidlich zum vollen Verständnis der Wirksamkeit des auf so einflußreichem Posten gestellten Mannes. Wenn wir uns der vielseitig beanspruchten Tätigkeit des Hof- und Dompredigers nun zuwenden, so erscheint es zweckdienlich, nicht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Leben in der bunten Mannigfaltigkeit der Amtstätigkeit zu schildern, sondern die einzelnen Seiten gesondert und in ihrem Zusammenhang zu betrachten.

14. Der Berliner Hof- und Domprediger.

a) Der Prediger.

Wir haben uns bereits an der Stätte umgesehen, an welcher während beinahe einem halben Jahrhundert Jablonski das Wort Gottes rein und lauter seiner feiernden Gemeinde verkündigt hat. Auch mit dem Gang des Gottesdienstes im Dom vor zweihundert Jahren haben wir uns vertraut zu machen gesucht. So wird es uns heutigen Dom-Mitgliedern trotz der wesentlichen Veränderungen nach beiden Seiten hin nicht allzu schwer fallen, im Geiste uns mit den längst entschlafenen Gemeindegemeinschaften an einem Tage des Herrn im alten Dom zu versammeln und einer Predigt des gefeierten Dieners am Worte zu lauschen, dessen Leben diese Blätter erzählen. Freilich werden nicht viele heute in der Gemeinde sein, die bei einem solchen Besuch Aufnahme in der Kirchenbank eines Familiengliedes finden würden; die alteingesessenen Familien, die ihre Zugehörigkeit zum Dom zweihundert Jahre hindurch zurück verfolgen und nachweisen können, sind wohl an den Fingern zu zählen.

Von drüben aus der Klosterstraße ist der Choral des Glockenspiels der Parochialkirche vernehmbar über die niedrigen Häuser der Königstraße weg bis auf den Schloßplatz gedrungen. *) Er hat den Berlinern die

*) Wir greifen wegen des Glockenspiels zeitlich etwas vor. Bald nach seiner Krönung hatte Friedrich I. in Holland ein Glockenspiel für den Preis von 20 000 Gulden gekauft; er wollte seiner Hauptstadt bieten, was er bei seinen Besuchen in den Niederlanden lieben gelernt. Der geplante Mäuzturm umweit dem Dom sollte das Glockenspiel, das allständlich den Schloßbewohnern und der Domgemeinde einen Choral spielte, aufnehmen. Aber der Turm mußte noch vor seiner Vollendung schleunig abgetragen werden. Die Sache blieb liegen. Der Nachfolger auf dem Throne nahm sie wieder eifrig in die Hand; die Parochialkirche ward nun für die Aufnahme ins Auge gefaßt. Es vergingen Jahre bis zur allerblicklichen Aufstellung; auch ein neues Glockenspiel mußte aus Holland bezogen werden. Erst 1719 begann das fertig gestellte Uhrwerk sein regelmäßiges, traulich-schönes Spiel.